

Vier Briefe Jeremias Gotthelfs an A.A. Reithard

Autor(en): **Hunziker, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **7 (1903)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572864>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vier Briefe Jeremias Gotthelfs an J. J. Keithard.

(Mit zwei Bildnissen)¹⁾.

Mitgeteilt von Dr. Rudolf Hunziker, Winterthur.



Unter den Männern, die Jeremias Gotthelf in der ersten Zeit seines literarischen Wirkens nahestanden, verdient vor allem der zürcherische Dichter J. J. Keithard (1805—1857) genannt zu werden. Er war im Jahre 1835 nach Burgdorf berufen worden, um die Redaktion des „Berner Volksfreund“ zu übernehmen. Dieses unter dem Patronat der Brüder Karl und Hans Schnell stehende, die Interessen der Landschaft vertretende Blatt zählte auch Albert Bizius, den Seelsorger des nahen Lützelflüh, zu seinen Mitarbeitern.

Die gegenseitige Bekanntschaft der beiden vertiefte sich um so rascher zu einer herzlichen Freundschaft, als ihre Ansichten in den Fragen der Politik und Religion vorzüglich übereinstimmten.

Bizius mochte den gescheitern, belesenen, in der Unterhaltung stets anregenden und witzigen Zeitungsschreiber, der sich schon durch manche poetische Publikation einen Namen gemacht hatte, der eine erstaunliche Leichtigkeit besaß, Verse zu schaffen, und auch sonst in den Fragen der dichterischen Praxis und Theorie trefflich Bescheid wußte, gut leiden, und Keithard wurde ein gern gesehener Gast im heimeligen Pfarrhaus zu Lützelflüh. Bei einem solchen Besuche weichte ihn Bizius in die Pläne seines Geistes ein, und auf Grund seiner Manuskripte besprachen sie zusammen die Disposition zum „Bauernspiegel“. Keithard erkannte sofort die urwüchsigte Kraft und Genialität, die in diesem Werke verborgen lagen, und veranlaßte den Freund zur Drucklegung. Und er zeigte sowohl dieses als die folgenden Bücher Gotthelfs, für deren Entstehung er sich eben-

falls lebhaft interessierte, mit schwungvollen, eingehenden und die Sache im Kern erfassenden Aufsätzen im „Volksfreund“ an.

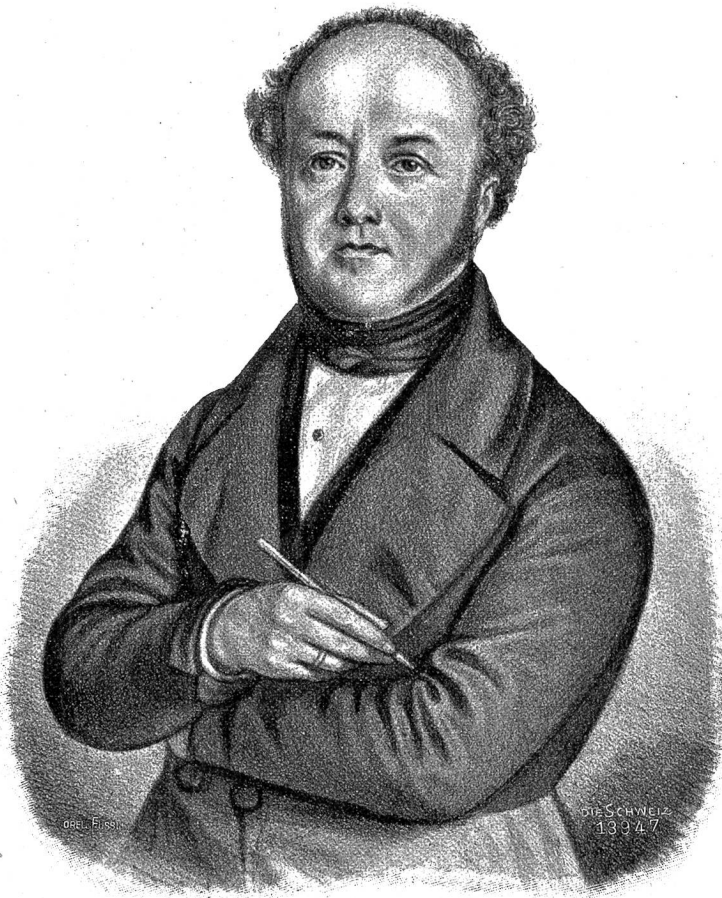
Freilich konnte es nicht allzu lange dauern, bis Bizius über seinen acht Jahre jüngern Zensor völlig hinausgewachsen war. Einen Jeremias Gotthelf, der andere um Rat fragt, können wir uns in der Tat nicht wohl vorstellen; denn darin liegt ein guter Teil seiner überrasgenden Größe und Eigenart, daß er, unbekümmert um ästhetische Konventionen, nur der Stimme seines Genius, nur den gewaltsam hervorbrechenden und nach einer Auslösung stürmisch verlangenden Gedanken Gehör schenkte.

Das Ende des Jahres 1839 brachte die Trennung. Keithard siedelte als Schulinspektor des Kantons Glarus nach Mollis über, und seit dem Herbst 1842 treffen wir ihn in Zürich, wo er sich bis zu seinem Tod durch literarische Arbeiten den Lebensunterhalt verschaffte.

Der Verkehr mit Bizius war auch in dieser Zeit anfänglich ein reger, und der letztere hat manche der belletristischen Unternehmungen

Keithards, so den „Jugendkalender“ (1843) und den zweiten Jahrgang der „Neuen Alpenrosen“ (1849) mit Beiträgen unterstützt. Leider rissen in den Jahren 1847 und 1848 geringfügige Ursachen und unglückliche Mißverständnisse dieses schöne Freundschaftsband entzwei, und den Platz, den Keithard bei Gotthelf innegehabt hatte, nahm nun endgültig der aargauische Dichter A. G. Fröhlich ein.

Ein günstiger Zufall hat uns eine große Anzahl der Briefe Gotthelfs an Keithard, im ganzen dreizehn, erhalten, und auch von den Schreiben Keithards haben sich einige gerettet. Aus diesem Briefwechsel, der den Schlussteil einer nächstens als Beilage zum Programm



Jeremias Gotthelf (Albert Bizius). Nach einer Zeichnung von J. Barth (1848).

¹⁾ Dem Bild Gotthelfs liegt eine Lithographie zugrunde, die für Keithards „Neue Alpenrosen“ nach einer Zeichnung von J. Barth (1848) angefertigt wurde; das Original des Keithard-Bildes ist ein in Privatbesitz befindliches Delgemälde von Johannes Lüthi aus dem Jahr 1845 oder 1846.

des Gymnasiums Winterthur und gesondert im Verlage von Schulthess & Co. in Zürich erscheinenden Publikation¹⁾ bildet, seien im Folgenden vier Briefe Gotthelfs mitgeteilt. Sie gewähren uns einen guten Einblick in das auf gegenseitige Zuneigung und Hochachtung gegründete Verhältnis, das zwischen den beiden Schriftstellern bestand.

* * *

1.

Lützelflüh, den 7. April 1840.

Mein lieber Herr und Freund!

Es ging wohl recht lange, ehe mir ein Zeichen Ihres werthen Lebens zukam; um so erfreulicher war mir dann dieses Zeichen, da es mir Ihr Leben als ein frohes und reges andeutete. Wie sollte es eigentlich anders sein unter dem frohen und regen Glarnervölkchen? dem man aber auch nicht genugsam predigen kann, sich seine Eigenthümlichkeiten nicht durch fremde Elemente trüben zu lassen. Es wird je länger je sichtbar, wie häßlich das fremde G'hüder ist und wie wüßte es läßt, wenn es sich unserm Leibe ansetzt, und es gutet nicht, bis eine allgemeine äußerliche Abwaschung und eine innerliche Blutsreinigung stattfindet. Wir haben hinreichende Kraft, zulängliche Weisheit in unserem eigenen Volke; wir brauchen sie weder einzuführen aus dem Schwabenland noch aus Darm- oder andern Städten. Und was wir allfällig nöthig haben, können wir einführen zum Gebrauch, aber nicht zum Regiment.

Ich hoffe, es heimele Sie noch immer ein wenig nach Burgdorf und Sie vergessen einen baldigen Besuch nicht. Der Volksfreund wird Ihnen das Andenken alle Wochen zweimal auffrischen. Wie sie werden gesehen haben, liefere ich nichts mehr; Cari²⁾ mit seinen endlosen Bandwurmartikeln füllt ihn ganz. Es ist recht schade, daß er sich so langweilig macht, es wäre sonst manches sehr Gescheutes in seinen Sachen. Auch sind seine Noten³⁾ zu aufgenommenen Artikeln unerträglich; ich bin überzeugt, kein Bauer kann Noten und Text zusammen lesen und begreifen, was er liest. Wenn es so fortgeht, so wird Cari sich dazu bequemen müssen, ihn allein zu lesen. Es ist sehr schwer, sich in diesem Augenblick mit Politik zu befassen. Wer sie anrührt, wird besudelt. Das scheint Taktik derer zu sein, die gerne jeden ehrlichen Menschen davon abherden⁴⁾ möchten, um allein Meister in diesem Gebiete zu sein. Ich denke aber, so eine tüchtige schweizerische Kaltblütigkeit halte verflucht viel aus. Und wenn das Ding anfangs auch nicht natürlich ist in seinem ganzen Umfang — so trägt es eben deswegen die Natur und Eigenthümlichkeit aller höheren Tugenden.

Die Solothurner haben mir richtig geschrieben⁵⁾.

¹⁾ „Jeremiae Gotthelf und J. J. Reithard in ihren gegenseitigen Beziehungen“.

²⁾ Karl Schnell (1786—1844), seit Reithards Weggang von Burgdorf alleiniger Redaktor des „Berner Volksfreund“.

³⁾ In der Tat haben in den Jahrgängen 1840—1843 des „Volksfreund“ die Anmerkungen häufig einen Umfang, wie er den Interessen einer politischen Tageszeitung nicht entsprechen kann.

⁴⁾ d. i. abhalten, vertreiben.

⁵⁾ Bignus war um einen Beitrag in die Alpina, ein „schweizerisches Jahrbuch für schöne Literatur“, dessen ersten und einzigen Jahrgang die Solothurner A. Hartmann, F. Krutter und G. Schlatter auf das Jahr 1841 herausgaben (Solothurn, Verlag von Fent & Gahmann), angegangen und von Reithard, dessen Mitwirkung man abgelehnt hatte, gebeten worden, nichts einzufenden.

Und denken Sie meine naive Treuherzigkeit; ich setze mich hin, schreibe flugs einen Sylvestertraum, der mir noch jetzt verdammt wohl gefällt, sende ihn statt aller Antwort ein, und habe noch bis heut zu Tage keine Empfangsanzeige. Ich hatte gerade nichts zu thun, der Pfarrer dort, mein Vetter¹⁾, ging mich in ihrem Namen an, und was ich auf mich nehme, thue ich rasch ab. Ich hoffe, das Ding fällt mir ungeboren wieder zu, es ließe sich daraus eine recht hübsche selbständige Sylvestergabe machen.

Natürlich sende ich noch zehnmal lieber Ihnen einen Beitrag für ihren projektierten K[alender]. Aber ist es für dieses Jahr nicht zu spät? Sollte eine solche bedeutende Sache nicht schon zu Ostern fix und fertig sein, wenn man sie mit Muße und tüchtig im Herbst erscheinen lassen will? Vielleicht aber sind die Buchhändler draußen g'leitiger als hier und arbeiten nicht Monate an einer Sache, die sich in Tagen abthun ließe.

Mit Räger, meinem Kalenderdrucker²⁾ habe ich gekesselt³⁾. Heute geht der Abgabebrief ab. Nach seiner Bequemlichkeit mich richtend, habe ich bereits den ganzen Kalender ihm eingeliefert. Im ersten Bogen streicht er mir Dinge durch, wodurch die Geschichte schwarz wird, und sendet mir sie ohne weiteres gedruckt mit der Bemerkung zu, daß er das Ding so geändert habe, weil Bundeli⁴⁾, dessen Zeitung er drucke, darüber hätte böse werden können. Sie können sich vorstellen, daß ich ihm darauf eine tüchtige Antwort applicirt habe. Darauf schreibt er mit wirklich spießbürgerlicher Unverschämtheit: „der Kalender sei sein. Was hinein gehöre, sei seine Sache, mich bezahle er und zwar gut, und habe das Recht, bogenweise wegzulegen, was ihm nicht anständig sei, wenn er es nur bezahle.“ Wahrscheinlich schrieb ihm Bundeli selbst den Brief. Nun habe ich ihm aber auch eine Antwort, welche ihm begreiflich machen soll den Unterschied zwischen uns beiden und wem eigentlich der Kalender zugehöre in seiner gegenwärtigen Gestalt. Zugleich habe ich ihm gesagt, er solle einen Schreiber suchen nach seinem Wohlgefallen, so wie ich mir einen Verleger suchen werde, der in seinen Schranken zu bleiben wisse, wenn ich nämlich Luft hätte, meinen Kalender fortzusetzen⁵⁾.

Es gibt diesen Sommer eine trübselige Aussicht zur Arbeit. Es löst fast von Ostern weg eine Zerstreung die andere ab, und wenn man am Ende zusammenrechnen wird, so wird die Rechnung so stehen, daß immer zwischen einer Hudelwoche eine Crapelwoche⁶⁾ stund. Bei dieser Stellung der Gestirne darf ich nicht hoffen, meinen Wunsch, Sie in Ihrem neuen Wirkungskreise zu besuchen, in Erfüllung gehen zu sehen. Doch, was aufgeschoben ist, ist nicht aufgehoben; die Freuden, welche das Jahr 1840 nicht bringt, darf man dann um so billiger vom Jahr 1841 fordern. Lassen Sie mich bald etwas von Ihnen und dem projektierten Unternehmen

¹⁾ Joh. Ludwig Lindt von Bern, geb. 1809, gest. 1857, reformirter Pfarrer in Solothurn.

²⁾ Gotthelfs „Neuer Berner-Kalender“ wurde bei C. Räger in Bern gedruckt und verlegt.

³⁾ gekesselt = Streit (Kraich) gehabt.

⁴⁾ Albert Bundeli (Bundeli), Redaktor der bei C. Räger gedruckten „Allgemeinen Schweizer-Zeitung“.

⁵⁾ In der Tat erschien Gotthelfs „Neuer Berner-Kalender“ vom folgenden Jahr an nicht mehr bei C. Räger, sondern bei C. A. Jenni in Bern.

⁶⁾ d. i. eine Woche Katzenjammer; vgl. das lateinische crapula, der Rausch.

wissen und empfangen Sie unterdessen Grüße, Empfehlungen, Versicherungen für Sie und die werthen Ihrigen ganze Steinkrätten voll von Ihrem

Alb. Bizius.

* * *

2.

Lüzelsflüh, den 11. August 1840.

Mein werthester Herr und Freund!

Wenigstens eine Entschuldigung zu senden ist schicklich, wenn ein Ansuchen nicht zu erfüllen ist. Ich habe Ihnen nichts gesandt¹⁾, nichts zu senden, und jetzt noch etwas anzufangen, würde wohl zu spät sein. Ich lebte in einem seltsamen Wirwar von Arbeit und Zerstreuung, daß ich manchmal gar nicht wußte, wo der Kopf mir stund.

Herr Schabelitz²⁾ bestellte bei mir eine Novelle, in der Thorberg vorkommt, weil er einen Stich hat, den er dabei im Wanderer anbringen kann. Ich lasse mich durch den Jur verleiten, eine anzufertigen mit dem Titel „der letzte Thorberger“, brauche aber dazu zwei statt einen Monat, der mir dazu gegeben war, und doch schaffte ich tüchtig. Nun kommt Herr Pfyffer von Neuegg³⁾ von Solothurn her, der ein guter Mann ist, sich sehr verwunderte, daß ich nicht alles von ihm gelesen, aber dabei ganz naiv gestund, daß er nichts von mir wisse und also auch nichts von mir gelesen. Er erzählt gern von Indien und scheint daneben ein eben nicht bedeutend leuchtender Kopf zu sein, er hat ein Stück von wunderschöner Behaglichkeit am Leibe. Der jagte mir nun, das Honorar sei nur 12 L. ⁴⁾, er könne nicht mehr geben als er selbst habe. Das Ding ärgerte mich denn doch, denn die sogenannte Novelle war mir nicht schlecht gerathen, d. h. für mich. Ich rundete sie vollends aus, daß sie ein selbständiges Ganze

bildet, und da ich dem H. Pfyffer gesagt hatte, ich behalte mir bei diesem Honorar das Benutzungsrecht vor und gebe nur den Abdruck im Wanderer zu, so bot ich Schabelitz dieselbe zu einem besondern Abdruck an. Der Mann klemmt mich nun, will nicht eintreten und fordert die Novelle zu seinen Händen, weil er eigentlich der Vater dazu sei, indem er mir die Idee dazu gegeben. Sollte bei einem Abdruck ein Profit heraussehen, so wolle er mir ein Billiges abgeben, sonst erwarte er von mir, daß ich keinen weiteren Gebrauch davon mache, der seinem Wanderer schaden könne. Das Stück reut mich nicht nur des Geldes wegen, sondern auch weil der

Wanderer ein wenig gelesenes Blatt ist, was dort ist, vergraben liegt. Und doch sehe ich nicht ein, wie anders machen ¹⁾.

Was das Verflüchtetest von Allem ist, es bringt mir . . . ²⁾ mal ein zu einer Reise nach Glaris im nächsten Jahre. Das muß und soll denn doch sein, ich misse Sie hier gar sehr, hier in unserem . . . ²⁾ nen Lande. Ich beneidete Lütthy³⁾, daß er ausführen konnte, was mir versagt war. Aber der Mensch versteht auch zu reisen, wie kein anderer. Der würde mit 100 L. die Welt umsegeln, einen Abstecher nach dem Mond machen und sicher noch 9 L. 9 B. heimbringen. Sie schreiben mir von baldigem Kommen, das wäre gar zu schön, und also bald die Zeit da, die Sie angefehrt

haben. Also kommen Sie denn auch wirklich, ist's nicht nur so der Speck durch den Mund gezogen? Sie hatten es schon früher im Sinne und blieben aus, und machen es fast wie der schöne Sommer, den man bei jedem schönen Tag einrücken zu sehen glaubt und statt dessen desto längeres Regenwetter kriegt. Ich hoffte, am weltberühmten Schießet⁴⁾ Sie zu sehen, dort ging's munter zu, manchmal fast lächerlich. Da erblickte man die Männchen, welche sich eine eidgenössische Celebrität glaub-



J. J. Reithard. Nach einem Selbstbildnis von Joh. Lütthi (1845/46).

¹⁾ für Reithards Republikaner-Kalender auf das Jahr 1841.
²⁾ Buchhändler J. C. Schabelitz in Basel, Verleger der von Pfyffer zu Neueck redigierten Zeitschrift „Der Wanderer in der Schweiz“.
³⁾ Joseph Zaver Pfyffer zu Neueck, Stadtschreiber von Luzern und vielseitiger Literat, 1802—1865.
⁴⁾ Livres, d. h. alte Bernerfranken (69 Livres = 100 jetzige Franken).

¹⁾ „Der letzte Thorberger“ erschien in Heft 2—7 (1840) des „Wanderers in der Schweiz“ und später als drittes Bändchen der „Wilder und Sagen der Schweiz“ (Solothurn, 1843).
²⁾ Hier sind einige Worte durch das Siegel zerstört.
³⁾ F. Ludwig Lütthi, Pfarrer in Miesgau.
⁴⁾ Gemeint ist das Eidgenössische Freischießen in Solothurn vom 12. bis 21. Juli 1840.

ten oder eine werden wollten. Auch der alte Zellenberg donnerte. Morel v. Corgemont selbst ein gewesener Seminarist, jetzt Schulmeister in Riggisberg, erhob sich und konnte nur mit Bravorufen hinuntergebracht werden, sonst stünde er noch jetzt oben, und zum Bravorufen mußte noch Kanonendonner kommen und endlich noch die türkische Musik, erst als alle drei zusammenkletterten¹⁾, daß es einem fast übel wurde, hörte er auf und machte sich runter. Am dicksten machte sich Breni, und würde eine förmliche Schwabbase. Unsere Emmenthaler wurden verdammt böse über die St. Galler, me mög luege, wo me well, su syge geng numme dere. Kezere dobe. Am 13. ließ Curti von der Tribüne verkünden, es sei der Schlachttag von Sempach, der bekanntlich den Heik war, und hielt dann eine prächtige Rede darauf. Wahrscheinlich dachte er, es werde nicht mancher unter den Schützen sein, der etwas von selbem Schlachttag wisse. Sonst war es ein sehr ehrenwerthes Fest, und eine gewisse Mündigkeit trat nicht so wohl in der Rede als in der ruhigen Haltung, in der Männlichkeit der Masse hervor. Da hab ich dann auch die Solothurner Litteraten gesehen, nicht übel hat mir Hartmann²⁾ gefallen, die Uebrigen weniger. Scheinen mir etwas lustiger Art. Nicht befremden, weil sie meinen Sylvesterraum nicht aufgenommen und ihn zu ernst fanden. Ich bin übrigens froh, daß sie ihn nicht genommen, der läßt sich einmal zu einer Neujahrsgabe hübsch ausarbeiten. Auf ihr Andringen gab ich ihnen etwas, das mir für meinen Kalender nicht gestel³⁾. Ob sie es nehmen, weiß ich [nicht; nehmen] sie es, so nimmt es mich wunder, wie es sich ausnimmt neben ihren geschliffenen Dingen. — Langlois gibt [wie] ich gesehen, Gedichte heraus von einem obskuren Obert oder so⁴⁾. Wird wunderliches Zeug sein. Ich habe eine Idee, Lektur für Knechte und Mägde zu schaffen aus ihrem Lebenskreise⁵⁾. Als ich ihm davon so im weiten davon sprach, schnellte er die Nase in die Höhe und sprach von Krebsen⁶⁾. Natürlich hatte ich genug und werde nichts mehr bei ihm drucken lassen. Ich hatte ihm auch früher meine Armennoth angeboten, er that auch so hochmützig und sprach davon, daß nicht zweihundert Leute sie lesen würden. Jetzt ist er bitter böse darüber und rächt sich dadurch, daß er keine mehr zu verkaufen hat. Apropos haben Sie dieselbe gelesen und wie gefällt sie Ihnen? Der Urtheile darüber sind zweierlei. Die Einen sagen, sie sei mehr als alles andere zusammengenommen, die andern: mit dem geringsten der leichtfertigen Büchlein sei tausendmal mehr gewirkt worden, als mit der Armennoth.

Zu Burgdorf geht sonst alles im alten, so viel ich weiß, denn ich hatte diesen Sommer wenig Verbindung mit demselben. Farschon⁷⁾ und ich kommen drei Monate hintereinander nicht zusammen. Hans Schnell sah ich wenigstens vier Monate nicht und Cari noch länger.

1) d. h. zusammen einen gewaltigen Lärm machten.
2) Alfred Hartmann, der bekannte Novellist, geb. 1814 in Thunfetten, gest. 1897 in Solothurn.

3) nämlich die Erzählung „Wie Soggesi eine Frau sucht“, vgl. Alpina S. 69 f.

4) Im September 1840 kamen bei C. Langlois in Burgdorf „Gedichte“ von C. Ober heraus.

5) Diese „Idee“ führte Gotthelf in „All, der Knecht“ (1841) aus.

6) d. i. Verlusten.

7) Gabriel Farschon, seit 1821 Pfarrer in Wnigen bei Burgdorf, war ein intimer Freund Gotthelfs.

Sein Volksfreund gefällt einigen Leuten, mir scheint er meineidig lastlos, de gustibus non est disputandum. Politisch ist hier durchaus Windstille, nur in den Behörden scheint ein Held den andern an die Fersen zu klüpfen. Daher sehen die Leute einander verdammt auf die Finger, aber nicht ins Land hinaus und seine Bedürfnisse, daher wird nichts gethan, es ruht alle Arbeit, bei jedem Anzug vor großen Rath wird gesagt, der Gegenstand sei in Arbeit und nichts wird gethan. Das sieht man aber auf dem Lande immer weniger gnädig an, und es bemisstert sich der Gemeinden eine immer größere Unzufriedenheit. Der Staat thut gar nichts für sie, hingegen plagt sie jeder in Bern angestellte Schnuderbub und macht eine vernünftige Gemeindeverwaltung immer unmöglicher. Es beginnt eine Bureaukratie zu herrschen, die unser Land nicht erträgt. Und was thut so ein Schreibstübchenheld? Er läßt sich um 7 im Sommer wecken und steht um 8 auf. Um 9 Uhr geht er in's Bureau, um 12 in's Kaffe, um 1 zum Essen, um 2 in's Kaffe, um 4 spazieren, um 6 zum Thee, spaziert bis 1/28 mit der Frau und geht den Rest des Tages in den Leist¹⁾. Hat er aber in der Woche zweimal Sitzung, so seufzt er über schwere Arbeit, daß er die Jungfrau in die Luft sprengen könnte, wenn er zufällig seine Gurgel statt an einer Flasche unter der Jungfrau hätte. — So viel mein allerliebster Herr in mancher Hoffnung: Itens Sie bald zu sehen, in 2ter Linie bald etwas von Ihnen zu kriegen, in 3ter Linie — was Teufels war? gar nichts! Hören Sie, das erste müssen Sie halten und mir die Ihrigen herzlich grüßen, wie auch die meinigen Sie alle grüßen lassen. Also in Hoffnung

Ihr

Alb. Bizius.

* * *
3.

Lüzelflüß, den 22. November 1841.

Mein lieber Herr!

Wo zum Kezer hets, daß ich gar nichts von Ihnen vernehme und Sie mir kein Zeichen thun? Sind Sie gestorben, verheiratet oder haben Sie den Pfnüsel?

Ich habe links gefragt und habe rechts gefragt und habe nichts vernommen und schreiben wollte ich Ihnen eigentlich auch nicht. Soeben erhalte ich meinen Ali und da konnte ich fast nicht anders als demselben Beine machen zu Ihnen hin. Aber geschrieben soll das gar nicht sein, es sind eben nur die Beine, die ich dem Ali unteren g'macht.

Doch grüßen will ich Sie noch freundlichst nebst den lieben Ihrigen Allen.

Ihr alter

Alb. Bizius.

* * *
4.

Lüzelflüß, den 10. April 1842.

Wertheater Herr und Freund!

Es ist nicht, daß ich meine Pause an Ihrer Pause abgemessen, daß nicht schon lange der Wille zu einem

1) d. h. Abendgesellschaft (Klub) im Wirtshaus.

Briefchen vorhanden gewesen wäre; allein der liebe Gott wollte mir die Tage nicht 48 Stunden lang machen, daher rollten sie mir durch die Hände wie Wasser durch ein Sieb und ehe nur die Hälfte von dem vollendet gewesen, was jedem zugetheilt war.

Ich habe lange nicht so wenig gethan wie diesen Winter und bin doch selten so peinlich beengt gewesen, und je beengter auch um so weniger aufgelegt zur Arbeit.

Beyel¹⁾ fing die Teufeleien an und verlor mir das Manuskript Sylvester-Traum. Das war das Erste und das Zweite war, daß er ihn nach dem Neujahr erst fertig machte, während er eine Neujahrsgabe sein sollte. Das nahm mir zwei Monate weg. Einige Wochen gingen mit häuslichen Beschwerden hin. Ferner hatte ich drei Kriege gegen drei Beamtete welche alle vor Regierungsrath kamen. Im ersten kriegte ich einen tüchtigen Wischer pro forma, in re gab man mir Recht, aber ich sollte es nicht wissen; im zweiten kriegte ich keinen Wischer, vernahm aber den Verlauf der Sache nicht; der dritte schwebt noch, in welchem ich einen höheren Beamteten mit seinen eigenen Schreiben der Lüge und des Ungehorsams gegen den Reg.-Rath überwiesen habe. Sie sehen, ich hatte Werg an der Kunkel, und wenn es so fort geht, so gibt es ein kriegerisches Jahr. Wollte aber lieber nicht, werden ohnehin in Bern denken, ich hätte den Teufel im Leibe und sei im Solde der Jesuiten, vielleicht gar vom Papst direkt bestochen. In diesen Verdacht zu kommen, braucht es nicht viel, nicht mehr als daß man nicht zu allem „Ja“ sagt; und wenn man nicht schreibt und schreit, Neuhaus²⁾ sei der edelste Eidgenosse, ein Rööbi aus dem ff, so zuckt man die Achsel und seufzt: es sei doch schade um den, aber der habe wüßt umgefattelt. Während man so am politischen Fieber wohl lebt, und sich die Presse stichert oder sie schreckt, läßt man es im Arbeiten schlitten und eine schauerhafte Administration überhand nehmen. So kommt das Ding nicht gut. Nachdem das Erz. dep. sieben Jahre geschlafen, erkennt es plötzlich eine Inspektion der Primarschulen, läßt sie aber auf eine Weise vornehmen, daß es schauerhafte Dummheiten geben muß. Schrieben Sie noch eine Zeitung, so schickte ich Ihnen gleich einen Artikel darüber. Hier kann man nichts solches mehr in eine Zeitung thun, nicht einmal mehr in den Volksfreund, denn Cari meint, jetzt müsse man die Regierungen wieder schützen und alles meiden, was sie verdächtigen könnte. In Burgdorf selbst ist die Reaktion vor der Thüre, und wenn sie vernehmen, Doktor Frankhauser sei Präsident des Burgerrathes geworden, so stehen sie doch ja nicht auf den Kopf. Auch der Wetter Kupferschmid ist auf dem Punkte, wieder berühmt zu werden. Kurz das Ding hat sich gekehrt. Deswegen aber nimmt L. . . . nicht weniger Schoppen täglich, im Gegentheil, und mit den Schoppen scheint auch seine Behaglichkeit zu wachsen so gut als die seines Pubis, der alle Tage kugelränder wird. Von Dür³⁾ kann ich Ihnen wenig sagen, als daß er über viele Kranke jammert und über die Unvernunft der Menschen flucht.

Nachdem ich Ihnen Notiz gegeben von der halben Welt, will ich Ihnen danken für die freundliche Beurtheilung des Uli¹⁾, dem Sie aber viel zu viel Ehre anthun. Er ist halt ein Versuch für Dienstboten zu schreiben und verschrobene Verhältnisse wieder auf den rechten Punkt zu stellen.

Scharfe Kritiken von pietistischer Seite, welche denselben unchristlich finden, reizen mich zu einem zweiten Theile, an den ich früher nicht gedacht hatte, und wenn mir diesen Sommer durch Zeit wird, so setze ich mich dahinter. Mein Kalender ging in den höhern Regionen sehr übel an, und ward mir in Bern böse vermerkt. Der diesjährige ist auch bereits fertig und soll diesmal besser ausgestellt werden als sonst, Jenny²⁾ will einige Bazen sich nicht reuen lassen. Meine Geschichten sind etwas ernster als sonst, besonders da man die lustigste wegen Mangel an Platz ausließ.

Einen mit Ihnen herauszugeben würde mich sehr freuen; wir wollen das Ding zuspitzen, daß es durch Hofen und Herz gehen sollte, aber schwer hält es in der Schweiz jemand zu finden, der Hand bietet, wir haben einen miserablen Buchhandel. Sollte man doch zum Buchhändler „Ihr Gnaden“ sagen, auch wenn er seine Säcke mit unserem Schweiß füllt. Ich lebe etwas ab der Welt und bin des Ganges solcher Unternehmen ohnehin nicht kundig, so daß ich zu solchem Unternehmen nichts als Beiträge liefern kann, was ich aber auch mit Freuden thäte.

Sehr freue ich mich auf Ihre Gedichte³⁾ und meine Frau auch. Sammeln Sie Ihre Erzählungen nicht auch, das müßte ein schönes Ganze geben. Und jetzt ruht Ihre Muse doch nicht? Ein lebendig Wesen muß schaffen und bilden, um so viel mehr ein dichterisches, eine Muse, welcher Ton und Sprache so klangreich gegeben ist.

Kommen Sie bald her? Da hoffe ich Sie nicht nur vorüberstreichen zu sehen, sondern weilend bei mir. Sie müssen meine Kinder mal sehen, die gar nicht ätherisch, sondern recht bengelhaft aufwachsen. Der Bube wird ein grober Schweizer und hat Lücken wie ein Schweizer. Sie werden aber wohl den Mai noch vorbeilassen wollen, da wird's verflümmert hergehen in Zürich⁴⁾. Es ist große Frage, ob die sonst so ceremoniösen Zürcher nicht einen Tanz anfangen vor aller Welt und in ungeschlossener Gesellschaft. Die Leidenschaft muß groß da sein, da sie so alles auf eine Karte setzen zu wollen scheinen. Die Gebrüder Rohmer⁵⁾ mögen gelehrte Aeser sein, aber eine Zeitung schreiben können sie nicht. Wenn ich den Beobachter zur Hand nehme, ist's mir allemal wie es einem Kinde sein muß, dem man das Namenbuch in die Hand stößt, in welchem es nicht recht fortzukommen vermag. Es nimmt mich doch Wunder, ob man nicht tiefsinniges mit klaren Worten zu geben vermöchte, so daß es ein Hansuli mit dem Zwilchhändschen nehmen kann.

¹⁾ Im Garnerer „Alpenboten“ (1841, Nr. 51), den Reithard damals redigirte.

²⁾ Berleger C. H. Jenni in Bern.

³⁾ Reithards Gedichte erschienen im Jahr 1842.

⁴⁾ Gemeint sind wohl die Großratswahlen in Zürich, durch die das Septemberregiment einen starken Stoß erlitt.

⁵⁾ Die als Sozialphilosophen bekannten Brüder Friedrich und Theodor Rohmer gehörten 1841 und 42 zur liberal-konserverativen Partei Zürichs, deren Haupt Prof. Muntschli und deren Organ „Der Beobachter aus der östlichen Schweiz“ war.

¹⁾ Christian Beyel, Buchhändler in Frauenfeld und Zürich.

²⁾ Carl Neuhaus von Biel, 1796—1850, damals Schultheiß (d. i. Regierungspräsident) des Kantons Bern.

³⁾ Dr. Emanuel Dür, Arzt in Burgdorf.



Die Valeria ob Sitten. Nach photographischer Aufnahme von Professor Fr. Burckhardt, Basel.

Die guten Nachrichten über die Ihrigen freuten uns recht sehr, wir hoffen, die Früchte Ihrer väterlichen Fürsorge werden Ihnen recht reichlich zuwachsen.

Jetzt möchte ich Ihnen noch einen recht freundlichen guten Abend wünschen, wie ich einen habe in meinem stillen Kabinett: viel Arbeit hinter mir, eine freie Woche vor mir und Luft und Guratschi zur Arbeit in mir.

Lassen Sie nun aber nicht so lange auf ein freundlich Wort warten, sondern vergessen Sie nicht, daß Sie hier noch nicht vergessen sind und ein freundlicher Gruß von Ihnen ein gar ersehnter Gast, der Gugger im Frühling, ist.

Sie herzlich grüßend

Ihr

Alb. Viglius.

Das Museum auf Valeria.

Mit fünf unveröffentlichten Madonnenbildern.

Eines der interessantesten, aber leider in weitem Kreisen zu wenig bekannten Museen unseres Vaterlandes ist die historische Sammlung des Wallis auf der Burg Valeria ob Sitten.

Der Bau selbst, in dem dieses Museum untergebracht ist, gehört zum Merkwürdigsten, was die Schweiz an Kunstdenkmälern der Vergangenheit besitzt. Das Zentrum der Anlage bildet die uralte Kirche von Valeria; die Mauern ihres Chors zeichnen sich durch außerordentliche Dicke und durch Bekrönung mit Zinnen aus. Um dieses befestigte Gotteshaus herum lagen die Wohnungen des Domkapitels Sitten, das bis ins neunzehnte Jahrhundert da oben residierte, während der Bischof auf Courbillon, dann in der Stadt bei seiner Domkirche wohnte. Alle Bauteile von Valeria zeichnen sich durch Einzelheiten aus, die den Archäologen fesseln müssen; im Besondern sind es gotische Male, die in zahlreichen Teilen von Kirche und Burg den Blick auf sich ziehen. Auch der Saal, in dem die antiquarischen Sammlungen untergebracht sind, enthält Wandbilder; sie stellen die sogenannten Helden, d. h. Rittergestalten mit phantastischen Wappenschildern dar.

In diesem Raume befinden sich nun zahllose Zeugen der Walliser Geschichte. In den Vitrinen liegen Bodensfunde aus keltischer und römischer Zeit; bei den westlichen Fenstern stehen

Neste von monumentalen Götterbildern aus Bronze. Da sieht man ein kolossales Bein von einer unbekleideten Götter- oder Kaiserstatue, daneben die Toga einer andern großen Figur, zwei Arme und einen Stierkopf von natürlicher Größe. Dieser Kopf zeichnet sich wie der des Stiers von Besançon (im Museum dieser Stadt) dadurch aus, daß er in der Mitte der Stirn ein drittes Horn trug. Diese Bronzefragmente sind Ueberreste von Kultbildern, die bei der Einführung des Christentums zu Octoburus, dem einstigen Hauptort des Wallis, umgestürzt worden sind. Weniger grausam verfahren die Christen mit den Werken der Kleinkunst; diese verwendeten sie weiter, wie die zwei elfenbeinernen Schachteln beweisen, die als Reliquienbehälter bei fünfzehn Jahrhunderten der Kirche gedient haben. Die eine Lade war die Büchse eines Arztes, die andere mag dem Boudoir einer Dame entstammen; beide Stücke sind von höchstem Interesse für die Altertumskunde. Wer die Kunst des Frühmittelalters studieren will, findet in der Regel in den Museen wenig oder gar kein Material; dies gilt auch von Valeria. Ein Besuch der Sakristeien von Sitten und St. Maurice aber wird in dieser Hinsicht reichlich entschädigen.

Aus der romanischen Epoche besitzt die Sammlung auf Valeria allerlei höchst interessante Stücke: hervorgehoben sei